

(Nachdruck verboten.)

27)

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Kneffel.

20.

Drei Tage nach jenem Auftritt stieg der Christian zu der Mansardenwohnung der Eckels hinauf.

Dort fand er nur den Peter.

„Ah, Christian!“ sagte der. Seine Augen blitzten, und er streckte ihm die Hand hin. „Kommst auch mal mich besuche . . .!“

Er wies ihm einen Stuhl und mit einer Handbewegung in die Stube deutend, meinte er: „Es ist noch mit seiner geworden bei uns!“

Der Christian nickte. „Ist es Paula mit da?“ fragte er.

„Nein, die ist spaziere . . .!“

„Spaziere?“

„Ja . . .! Mit einem von ihre — —!“ Der Peter lachte.

„Na!“ Dem Christian stieg das Blut in den Kopf. Er sprang vom Stuhl auf. „Warum lachst denn eso?“ fragte er.

„Ich, hähähä . . . Ich lach doch nit, hähähä!“ Der Peter rieb sich die Hände.

„Weißt — das Paula, das ist eine . . .! Die weiß, wie mer Geld verdient!“

Der Christian zitterte am ganzen Leibe. „Was . . .? was tut se denn . . .? Warum . . .? Warum lachst De denn eso?“ fragte er. Das Blut war aus seinem Hirn gewichen und der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn.

Der Peter aber weidete sich an seinem Anblick: hab ich dich endlich, Bögelchen! dachte er: hab ich dich endlich! Und wieder lachte er.

„Nach doch nit eso!“ sagte der Christian. Seine Stimme war rauh. Er atmete tief und dann fuhr er fort: „Ich glaub Der Dein Sach ja doch nit! Du willst mich schikanieren!“

Es fiel ihm ein, daß das Mädchen in der Kammer sein könnte, und er lief an die Türe. „Paula!“ rief er.

„Sie ist nit drin,“ sagte der Peter. „Sie ist spaziere gegangen, wie ich Der sag . . .!“

„Mit wem?“ fragte der Christian

Der Peter zuckte die Achseln.

„Mit wem?“ Der Christian trat dicht auf den Burschen zu, mit den Händen packte er ihn am Oberarm.

„Laß mich los!“ sagte der.

„Erst sagst mer, mit wem se is . . .!“

„Ich weiß es nit!“

„Du weißt's!“

„Wenn ich Der sag!“

Ich seh's an Deinem Gesicht! . . .“

„Ich weiß nure,“ sagte der Peter, „weiß nure, daß se mit einem von dene feine Herre, die se am Bündel hat, gegangen is — mit wem . . .?“ Er zuckte die Achseln.

Da ließ der Christian des Peters Arm los.

Aber plötzlich reckte er sich auf. „Du lügst!“ schrie er.

„Du lügst!“

„Ich lüg nit! Und was ich Der da gesagt hab, kann Der jederein sage, den de fragst . . .!“

Da taumelte der Christian zurück.

Ueber des Peters Gesicht ging die Schadenfreude, aber hinter ihr her hegte das Mitleid.

Und dann plötzlich kam ihm eine helle Erkenntnis. Ich hab em ja was zuleid tun wollen, dem Christian und statt dessen . . .? Der hätt es Paula geheirat, wenn . . . wenn ich . . .!

Und er schlug sich auf die Stirn. „Ich Esel,“ sagte er, aber es klang nicht wie ein Wutschrei, fast erleichtert stieß er die Worte heraus.

Mein Freund hatt' ich ja, dachte er. Und em Christian hab ich en Dienst getan. Em Paula vielleicht auch!

Ein stolzes Gefühl weitete seine Brust eine Sekunde lang, und er rieb sich vergnügt die Hände.

Eine Stunde etwa war vergangen seit der Christian die Stube der Eckels verlassen hatte, als die Paula eintrat. Sie

hatte ihr Sonntagkleid an, eine Tuchjacke und einen Samthut.

„Na, bist noch immer da?“ sagte sie, als sie den Peter sah. „Ich hab gemeint, Du wollst Arbeit suche gehn!“

„Ich hab kein Zeit gehabt für fortzugehn,“ grinste der Peter. „ich hab Besuch gehabt!“

„Du!“ Die Paula wandte mit raschem Ruck den Kopf.

„Du . . .! Wer?“ Ihre Augen wurden weit

„Der Christian war da . . .!“

Mit einem Satz stand die Paula vor dem Peter. Sie schaute ihn mit wilden Augen an.

„Und Du . . .? Du hast em gesagt?“ rief sie und hielt ihm die Faust vors Gesicht.

Der Peter verzog den Mund zu einem breiten Lachen und wollte dem Mädchen den Rücken wenden. Die aber faßte ihn beim Arm. „Du hast em gesagt . . .?“ fragte sie.

„Hast Du mir denn die fünf Mark gegeb, hä . . .?“

„Du . . . Du . . .!“ Die Paula taumelte eine Sekunde.

Dann ging ein spöttisches Lächeln über ihr Gesicht, und sie reckte ihre vollen Arme. „Als ob mer das was machen tät!“ höhnte sie. „Ich krieg en ja doch wieder rum!“

„Ich hab em gesagt, daß de en Sur seist!“

Sie lachte nur. „Ich krieg en doch wieder rum!“, und sie wippte mit dem Fuße.

Dann aber sah sie schweigend und erwägte, was sie tun sollte.

Der Peter schaute zu ihr hinüber. Seine blitzenden Augen, die ruhelos waren wie Perpendikel, standen einen Augenblick unbeweglich.

Er hatte erwartet, daß das Mädchen schreien und toben würde. Er hatte gedacht, daß sie ihn fragen und beißen würde, und statt dessen? Er schüttelte den Kopf.

Die Paula aber stand vom Stuhl auf. Sie warf den Kopf zurück und trat vor den Spiegel.

Ebenso sorgfältig wie sie ihn abgenommen, setzte sie den Hut wieder auf, dann ordnete sie mit rascher Hand die Stirnlöcher rechts und links.

„So . . .!“ Sie lächelte. Jetzt geh ich zum Christian! dachte sie. Sie sagte es nicht, und flink huschte sie die Treppe hinab.

Langsam ging sie durch die Straßen bis zur Hintergasse. Sie überlegte noch einmal, was sie sagen wollte.

Und dann stand sie vor Meister Hampels Haus und ging durch die breite Einfahrt quer über den Hof.

An der Pumpe stand die Luis und holte Wasser.

„Tag,“ sagte sie.

Die Luis schaute erstaunt zu ihr auf. Am hellen Werktag im Staat! Es krampfte ihr das Herz zusammen. Man hatte so manches schon über die Paula gehört. Sie sei nit viel besser wie ihre Mutter, hatte Frau Hampel erst vorgestern noch gesagt.

Die Luis hatte es nicht glauben wollen. Aber der Staat! Das konnte sie doch nit all verdienen?

„Ach Gott, ach Gott und unser Christian?“ Die Luis ließ den Pumpenschwengel los und faltete unwillkürlich die Hände.

„Unser Christian,“ sagte sie noch einmal. Sie kam doch mir wegen dem!

„Ist der Christian daheim?“ fragte die Paula

Die Luis nickte. „Vor zehn Minuten is er heimkommen, aber 's is em nit gut, hat er gesagt . . .!“

„Ich muß zu em!“ Die Paula lief an der Luis vorbei in die Stube.

Dort sah der Christian am Tisch und hatte die Hände vors Gesicht gepreßt.

Am Boden spielten die beiden kleinen Kinder der Marie. Sie hatten einer alten Puppe im Fußbänkchen ein Bett zurechtgemacht und zogen es an einem Bindfaden hin und her.

Der Christian achtete der Eintretenden nicht.

Erst als die Paula ihre Hand ganz sachte auf seine Schulter legte, fuhr er auf.

„Paula!“ Das Entsetzen war in seiner Stimme und in seinen Augen.

Die Luis, die grad unter die Türe trat bei dem Ausruf, mußte sich festhalten; denn sie taumelte.

Was . . . Was ist das . . . I dachte sie und immer wieder: Was ist das? Sie empfand, daß dieser Ruf aus einer tiefgequälten Menschenseele drang, und obwohl sie schon viel Jammer gesehen in ihrem jungen Leben . . . das . . . das war etwas — Sie sah zur Paula hinüber.

Die stand ohne sich zu regen mit einem halb verlegenen, halb erstauten Ausdruck im Gesicht.

Der Schrei hatte nur ihr Ohr berührt, nicht ihre Seele. „Christan,“ sagte sie nach einer Weile: „ich . . . ich will der was sagen . . . I ich muß . . . kommste mit mer?“

Schweigend saß der Bursch. Wozu? dachte er. Wozu? Daß es wahr ist, was der Peter mir gesagt, das weiß ich doch . . . weiß ich doch!

Er wußte es bestimmt in diesem Augenblick, bestimmter denn je. Aber dann stieg ein leises Verlangen in ihm auf, noch einmal mit der Paula zusammen zu sein. Noch einmal!

Der Duft und der Zauber der Frühlingsnacht und der Stunde auf dem Ludwigsplatz umnebelte seine Sinne, und langsam, schwerfällig stand er auf.

Der Paula Herz klopfte. Er kam! Er kam! Sie hatte es ja gewußt!

Die Luis aber stieß mit ihrem Eimer hart an die Wand. Ein Schwall Wasser platschte auf den Fußboden.

Die Kinder jubelten auf. Und die Luis lief nach dem Fußlappen.

„Adieu, Luis,“ sagte die Paula. Sie hatte die Türklinke schon in der Hand, der Christian griff nach dem Gute.

„Adieu,“ sagte die Luis, und ein paar Tränen fielen auf den Lumpen, mit dem sie das Wasser austrocknete.

Was hat sie em zuleid getan? dachte sie: was muß das Paula ihm zuleid getan habe . . . ? und doch geht er mit!

Schweigend liefen unterdes die beiden nebeneinander her. Ihre Schritte hallten auf dem harten Pflaster und auf dem gefrorenen Sand des Burgweges.

Vom Tal her kam ein scharfer Wind und fuhr ihnen ins Gesicht.

Ein dünnes Wässerlein, das zwischen den Felsen, dicht unterm fahlen Walde hervorbrach, war eiserstarrt.

Sie gingen noch immer schweigend bis in den Kastanienwald.

Dort stand die Paula still und atmete tief. Gleich darauf wandte sich der Christian nach ihr um. „Na?“ sagte er, hob jäh den Kopf und senkte ihn rasch wieder zu Boden.

Er fühlte, daß Tränen in seinen Augen aufstiegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Farben.

Es ist etwas Eigentümliches um das Verhältnis des Deutschen zur Malerei, im besonderen zur Farbe. Jeder, der sich ernst mit bildender Kunst beschäftigt, hat das an sich erfahren. Die Farbe ist uns von Haus aus nicht viel mehr als eine schöne Zugabe zu den Erscheinungen in der Natur und Kunst, und wir gelangen spät dazu, sie in der Natur als wesentliche Eigenschaft der Dinge und in der Kunst als feilisches Ausdrucksmittel zu erkennen. Vielleicht ist dieser Mangel malerischen Instinkts eine Rassen-eigenschaft des germanischen Geistes, eine Eigenschaft, die in der Natur des Landes und in der seelischen Entwicklung seiner Bewohner begründet ist. Des Deutschen Art, den Blick in die Tiefen des eigenen Inneren zu versenken und wiederum mit einem Herzen voll Sehnsucht zum Himmel zu erheben, macht ihn von der Natur aus nicht ohne weiteres dazu befähigt, auch auf der Erde hell um sich zu blicken und in der Malerei die Kunst zu sehen, die seinem Herzen am nächsten steht. Die deutschen Maler ringen schwerer als andere mit dem Problem der Farbe. Der künstlerische Entwicklungsgang der größten unter ihnen ist ein rübeloses Mühen, die Farbe als Ausdrucksmittel unbedingt zu beherrschen, und andere Künstler verzichten freiwillig auf eine farbenreiche Palette, weil sie sie nicht beherrschen können, oder weil sie ihrer Natur entgegen ist.

Goethe hat bei den Bestrebungen, Poesie, bildende Kunst und Naturwissenschaft im Zusammenhange zu betrachten, sein halbes Leben lang mit dem Phänomen der Farbe als dem schwierigsten gerungen. Noch am Schluß des Aufenthalts in Italien sagt er, daß er in der bildenden Kunst in bezug auf die Farbe sich nicht die mindeste Rechenschaft zu geben wisse und hier alles dem Zufall überlassen zu sein scheine; daß auch die Künstler nur aus „schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls“ handelten, und all die vorhandenen und im Gebrauch üblichen Begriffe sich „in einem wunderlichen Kreise durcheinander drehen“. Seinem ordnenden und gestaltenden Sinn war solche Verwirrung unerträglich. Willkür und Zufall in einem Gebiet der Kunst, wo es

sich um Gesehmäßigkeit, Zusammenhänge und Entwicklung wie im Leben handeln muß! Bis an sein Lebensende sucht er von da an den Farben als physischen Erscheinungen beizukommen, und wir verdanken diesen Bemühungen seine Farbenlehre, ein Werk, über dem eine Art Tragik liegt, die Tragik, daß der Verfasser aus unbegrenzter Verehrung der Natur an einem ihrer Gesehe sich ver-sündigte. Es wird heut niemand einfallen, Goethes Theorie von der Natur der Farben gegenüber der modernen Lehre verteidigen zu wollen. Der Wert des Werkes liegt darin, daß es uns wie kaum ein anderes von der sinnlichen und sittlichen Bedeutung der Farben in der Natur und Kunst überzeugt und eine Fülle von Anregungen fürs Leben in uns zurückläßt.

Den sechs Spektralfarben des Sonnenlichtes begegnen wir gelegentlich in der Natur am Regenbogen, beim Staub von Wasser-fällen, an Spinnweben, an denen Taupropfen hängen. Eigentlich sind es nur drei Farben: Rot, Gelb und Blau; und Mischungen zweier derselben, nach verschiedenen Verhältniszahlen ausgeführt, ermöglichen schon eine ansehnliche Zahl von Tönen. Das hierauf sich gründende Dreifarbensystem bewährt sich immer noch in der Praxis als das beste. Die wissenschaftlichen Theorien weichen davon zum Teil wesentlich ab und nehmen andere Farben als Primärfarben an. Die Unmöglichkeit, die Spektralfarben durch Pigmente (Farbstoffe) genau wiederzugeben, und die Erfahrung, daß Mischungen von farbigem Licht andere Resultate ergeben als solche von Farbstoffen, bringen Theorie und Praxis in der Farbenlehre oft genug in Konflikt. Auch reichen die Probleme der Farben als Probleme des Lebens weit über das dem Menschen verliehene Organ hinaus. Jenseits der Grenzen der für unser Auge sichtbaren Strahlen liegen noch andere, uns sichtbare Strahlen, von denen man bis jetzt die ultraviolethen und ultraroten Strahlen nachweisen kann. Ohne Zweifel sind diese und noch weitere un-bekanntere Strahlen für tierische und pflanzliche Wesen, die anders als wir in bezug auf die Lichtempfindung organisiert sind, von Bedeutung. Ameisen reagieren in der heftigsten Weise auf ultraviolette Strahlen, und Meerestiere in Tiefen von Tausenden von Metern, wo es für das menschliche Auge finstern ist, haben merk-würdig gebildete und gefärbte Augen, um Lichteindrücke wahr-zunehmen, die für uns nicht vorhanden sind. Die Farbenintensität der Alpenflora steht sicher im Zusammenhange mit der verhältnis-mäßig geringen Absorbierung der ultraviolethen Strahlen im Höhenklima. Viele Fragen harren hier noch der Lösung; die Männer der Wissenschaft mögen sich daran versuchen; uns genügt zu wissen, daß nirgend, wo in der Natur uns Farben begegnen, von einem Zufall oder von Willkür die Rede sein kann, sondern daß die Farbe beim tierischen und pflanzlichen Organismus auf das Engste mit dem aktiven Lebensprozeß zusammenhängt, daß sie ein Teil seines Wesens ist.

Die ins Unendliche gehende Differenzierung der Farbentöne und die Flüchtigkeit der farbigen Erscheinungen in der Natur stellt an unser Auge oft große Forderungen. Die Möglichkeiten, die sich aus der Abhängigkeit der Farbe vom Licht bzw. von der Beleuchtung ergeben, sind unbegrenzte. Bei ständiger Übung des Auges wundert man sich oft der früheren Farbenblindheit und sammelt mit den „lieben Fensterlein“ einen immer reicher wer-denden Schatz freundlicher bunter Bilder.

Eine große Rolle spielen in der Malerei die Reflexwir-kungen, wie sie in jedem von der Sonne beschienenem Zimmer wahrgenommen werden können. Undurchsichtige farbige Körper nämlich werfen neben dem Licht ihrer Farbe auch weißes Licht sowie andere farbige Strahlen zurück; deshalb sind die reflektierten Strahlen von anderer Farbe wie die absorbierten. Vom Fenster her fällt das Sonnenlicht auf einen eisernen Ofen mit messingner Tür. Natürlich, der Ofen ist schwarz und die Tür gelb. Und nun sieht einmal hin, wie sich vorn der reflektierende, weißglänzende Streifen nach den Seiten zu von hellem Blau in tiefstem Violett verliert; wie die Muster der durchbrochenen Tür in schillernden grauen Tönen sich abzeichnen und im Dunkel nach der Wand hin in kaum definierbaren Schatten verschwimmen.

Oft hört man Seufzer über die Eintönigkeit und Langweile des Lebens. Gewiß, wer mit stumpfen Sinnen durch die Welt läuft und blöde auch im Hause sitzt, sieht von den tausend bunten Bildern nichts, die rings um ihn her ausgestreut sind. Auch in die nächsternste, häßlichste Umgebung strahlt die Sonne Schönheiten hinein. John Ruskin, in puritanischem Hause erzogen, wird als Knabe allsonntäglich in einen scheunenartigen Betsaal geführt; die Predigt ist gar lang, aber auf den langen Messingknöpfen der Bretterverschlüsse funfelt und spielt die Sonne, und wenn des strengen Pastors Faust die Gewalt seiner Worte dem lirschröten Samtkissen vor sich mitteilt, dann spielen die Farben und Schatten in den Falten, daß es eine Lust ist. Noch in späten Jahren er-innert sich Wöcklin — wie Gustav Floerke mitteilt — der schönen in Gold gefakten Türkise in den Ohrringen einer Frau, die sich über ihn beugte, da er als Knabe krank lag.

Du trittst am Morgen in den Garten; am Strauch hängt zwischen roten Johannisbeertrauben ein Spinnwebennez. Wie es leuchtet und blüht an den langen Fäden, blau, grün und golden, und wie in der Mitte, wo das Netz am dichtesten ist, alle Regen-bogenfarben im Sonnenlicht spielen! Ein zartes, blondes Kind sitzt am Fenster; Sonnenschein beleuchtet das blasse Gesicht in mattem, weichem Glanz, malt seine blauen Adern an die Stirn und Goldstreifen ins Haar. Wer mit Maleraugen zu schauen versteht und einen Rest ursprünglicher Kindlichkeit sich bewahrt

hat, freut sich selbst des grauen Streusands am Schreibtisch, der plötzlich rosa schimmert, während er auf grünes Papier geschüttet wird. „Ist es nicht schön und verdienstlich, die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinungen selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelschimmer auf alles, was sie betrachtet.“ Der das gesagt hat, war eine von den glücklichsten Naturen, die auch am kleinsten sich zu erfreuen nie verlernt haben; wir denken der kindlichen Unmittelbarkeit seines Schauens und Empfindens, die trauliche Kunst unserer deutschen Kinderstube: Ludwig Richter.

Die Wirkung der Farben auf uns ist zunächst eine rein sinnliche. Kinder sammeln bunte Glasscherben, greifen nach allem Bunten und haben ihre Freude an den bloßen Farben, dem armen Spielmann Grillparzers gleich, der auf seiner Geige einen Ton, der ihm gerade gefällt, viele Takte lang aushält, dann mit einigen Läufers zu einem neuen Ton eilt und diesen wieder mit kindlichem, urwüchsigem Behagen genießt. Auch wir Große genießen mit gleicher Lust die überraschenden Farbenbilder des Kaleidoskops, die bunten Teppichmuster, die Farben beim Gemälde, wie sie anschwellen und zusammenfließen, wie sie sich lösen und verschlingen. Wenn wir von warmen und kalten Farben im allgemeinen reden, deuten wir damit schon die sinnliche Wirkung des Behagens oder Unbehagens an. Von dieser direkten Wirkung auf die Sinne abhängig ist der Ausdruckswert der Farben als künstlerisches Mittel. Die Wissenschaft hat über die Beziehungen der künstlerischen Ausdrucksmittel zu den Sinnesorganen, mit denen wir wahrnehmen, mancherlei Aufschlüsse gebracht. Zum Glück will es ihr nicht gelingen, das Lustgefühl, das durch Farben, Formen und Töne in uns erweckt wird, auf mathematische Formen zurückzuführen. Schon der Grad der Helligkeit, die Nähe oder Entfernung vom Licht als der Quelle des Lebens entscheidet über den künstlerischen Ausdruckswert der Farben. Dazu kommen auch hier Vorstellungen gegenständlicher Art, die — den Erscheinungen der Natur und des Lebens entlehnt — durch bestimmte Farben in uns wachgerufen werden. Es ist ganz natürlich, wenn als Ausdruck der Energie und Tat, des Gewaltigen und wohl gar Rohen die Farbe des Blutes und Feuers gewählt wird, wenn die Wirkung des Blau von Himmelssehnsucht und Schattentüfte untrennbar ist, wenn dem Rosa etwas von dem Duft der Blume anhaftet, deren Name seiner Bezeichnung entlehnt ist, wenn die Farbe des Goldes bestimmt ist, Glanz und Pracht auszudrücken oder, in unreinen Tönen angewendet, dieser Eindruck „in die Empfindung des Notigen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheues und Mißbehagens“ umgekehrt wird.

In der Natur stehen die Farben nicht nach theoretischen Recepten nebeneinander; es ist der Natur gleichgültig, ob etwa besonders reizbare Nerven sie vertragen können oder nicht. Sie liebt volle, kräftige Farben wie die gesunde Bauernbirne und trägt sie zuweilen did auf. Überall aber, wo sie Farben als Massen wirken läßt, mildert sie Härten durch Licht und Luft. Und in Ländern und Gegenden, wo weiche Rebel aus Moor und Moos steigen, wo feine Dünste die Atmosphäre über Kanälen und Lagunen sättigen, sind die farbigen Gegensätze durch die sanftesten Modulationen zu Harmonien von äußerster Zartheit verbunden. Es scheint verlockend, über die Farben der Landschaft ausführlicher zu reden. Man könnte vielleicht große Typen aufstellen und Gebirgs-, Heide-, Moor-, Wüstenlandschaft usw. besonders anschauen. Doch wenn man an den unter mannigfaltigen, zum Teil unberechenbaren Faktoren stetig sich vollziehenden Wechsel der Farbenphänomene denkt, wagt man kaum, auch mit wenigen Strichen nur diese Fälle des Lebens anzudeuten.

Die Art des Gesteins ist für die Farben der Gebirgslandschaft natürlich in erster Linie bestimmend. Die meisten Felsarten haben eine bestimmte Grundfarbe, vom blendenden Weiß des Dolomitenkalks bis zu den ersten, tiefgrünen Tönen des Serpentin, vom schillernden Silbergrau mancher Schiefer zum stumpfen Schwarz vulkanischer Massen. Oft stellt diese Grundfarbe durch verschiedene Zusammenfügung des Gesteins eine Wirkung dar nach Art der aus bunten Teilchen zusammengesetzten Mosaiken. Darüber lagern dann noch die feinen Vasuren mannigfaltiger Töne, Schwefelgelb, gartes Rosa, matter Purpur, warmes Violett, glühendes Orange, weiches Olivengrün, bedingt durch Abwitterung, durch Pflanzentwuchs, Entfernung, Luft, Verdüftung, Kraft des Lichts u. a.

Ist schon in der kahlsten Hochgebirgslandschaft die Vegetation als winzige, kaum bemerkbare Flechte beteiligt an der Farbwirkung, so gibt sie sonst natürlich fast überall den Ausschlag. Wenn man den Farbenwechsel der im Laufe des Jahres jeweils vorherrschenden Blumenarten beobachtet, fällt ein regelmäßiger Wechsel auf, eine Art Farbkreis in der Natur. Im Hochgebirge, wo Schönheiten und Wachstum zusammengedrängt werden auf eine kurze Zeit, kann man zuweilen an einem Tage fast, talwärts wandernd, diese Folge der Farben beobachten. Neben den Nesten der Lawinen oberhalb der Alp liegt in den ersten Julitagen noch ein violetter Schimmer von Schneeheden, Alpenglöcklein und Krokusblüten. Es folgen weiter abwärts weiße Hahnenfußarten (Phryasien- und eisenhutblättriger Hahnenfuß), Dolbengewächse, Steinbrecharten und Rabenpflötchen; dann gelbe Trollblumen, goldglänzende Fingerkräuter und Kamukeln, Löwenzahn, Habichtskräuter, Arnika; bergab zu leuchten rosaroter Alpenlee, rote Knabenkräuter und Blütenblumen, brennende Heckenrosen; immer

zohreicher werden die blauen Blüten, die Ehrenpreisarten, Glöckchenblumen, Kapuzeln, Stiefmütterchen, Bergfahnenmeinnicht. Die Sonne rückt weiter; noch überwiegt das Blau, es blühen Eisenhut, stolzer Heinrich und blasse Wegwarten; die violetten Töne lehren mit Alpenastern, Mannstreu und Stabiosen wieder, und mit den letzten Herbstzeitlosen sinkt der Sommerfarbengauber ins Grab.

Wer wäre imstande, von den bunten Schönheiten, die das sprossende Leben der Erde schenkt, erschöpfend zu reden! Du hast in glücklichen Stunden den Könen des deutlichen Waldes gelauscht und sein Schweigen verspürt; Du hast mit dürstenden Zügen seine Düste getrunken; hast Du die Wunder auch geschaut, die das Licht in ewig webender Kraft vor Dir auf Schritt und Tritt ausbreitet? Tu die Augen auf, wenn die Frühlingssonne lichte Buchenstämme lüht, wenn blaugrün die Föhrenkronen auf orangefarbenen, blutroten und violetten Stämmen in der Mittagsglut träumen, wenn die Sonnenstahlen aus Eichenrissen gelbe, rote und braune Töne herborzaubern, wenn am Weiher der Abendhauch im Grün und Silber der Weiden weht.

Und dann die Farben des Wassers, des Schnees, des Himmels! Das Wasser kann durchsichtig sein wie Bergkristall und finster wie Tinte; es kann gleichen wie flüssiges Silber und flimmern wie Kupfergold. Jetzt ruht der Alpensee unergründlich in dunklem Blau; jetzt segt ein leiser Wind zarte apfelgrüne Dichter darüber; jetzt schwimmen auf dem Weg, den ein Dampfer durchs Wasser gezogen hat, große blaugrüne Muscheln, in denen alle Farben der Opale spielen. Wer nicht sieht, daß der Schnee auch gelb, rosenrot, beilichblau sein kann, wer von dem Farbenzauber der Dämmerung niemals berührt worden ist, verdient auch nicht das Licht seiner Augen. Wenn mit dem sinkenden Abend die Formen zurücktreten und die Linien verschwimmen; wenn die vielen einzelnen farbigen Gegensätze untertauchen in den großen Farbenfluten, die aus dem Dunkel der Erde aufsteigen und vom hellen Himmel herabfließen, dann ist das Auge allein nicht imstande, diese Sprache der Natur zu fassen; aber die Seele fühlt zitternd die große Harmonie des Weltalls, und aus ihren Tiefen tönt wieder ein Lied voll unendlicher Sehnsucht und Liebe, —

Paul Snerich.

Kleines feuilleton.

ie. Farbenkenntnis als Symptom geistiger Begabung. Ein normales Kind kennt gewöhnlich am Ende des dritten Lebensjahres, spätestens aber bei seinem Schuleintritt sämtliche Farben und kann meist auch ihre feineren Schattierungen angeben. Der Hauptlehrer Kanngießer in Erfurt hat nun, wie er in der „Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinziger und Epileptischer“ mitteilt, den Farbensinn geistig minderwertiger Kinder, die in der Hülfschule Aufnahme gefunden hatten, untersucht. Sein Ziel war, in der Frage, ob Intelligenz und Farbenkenntnis in einem näher zu bestimmenden Verhältnis stehen, Klarheit zu gewinnen. Daß die geistige Minderwertigkeit nicht nur in den höheren Denkprozessen, sondern auch in sehr einfachen psychischen Vorgängen zum Ausdruck kommt, ist eine bekannte Tatsache. Es fragt sich also, ob auch die Farbenkenntnis als Beweis einer gewissen Intelligenz in Betracht kommt. Die Prüfung der Farbenkenntnis der Kinder bei ihrer Aufnahme in die Erfurter Hülfschule ergab, daß Intelligenz und Farbenkenntnis im gleichen Verhältnis stehen. Je geringer die Begabung, desto größer ist die Unkenntnis der Farben. Von 48 hatten 25 bei ihrer Aufnahme sämtliche Farben genannt, von diesen letzteren kamen 21 bis zur ersten Klasse, während von den anderen 23 mit mangelhafter Farbenkenntnis nur 11 dieses Ziel erreichten. Demnach läßt guter Farbensinn auf eine bessere Intelligenz und größere Bildungsmöglichkeit schließen. Die Farbenkenntnis selbst läßt sich auch durch Übung entwickeln. Dies ergibt sich aus der Untersuchung Kanngießers an den Kindern, die Ostern 1904 in die 5. Klasse aufgenommen worden waren. Nach 1½ Jahren kannten alle Kinder, auch solche, die bei ihrer Aufnahme eine erhebliche Farbenkenntnis bewiesen hatten, sämtliche Farben. Es ergab sich aber ferner, daß die Kinder, die bei ihrem Eintritt die geringste Farbenkenntnis besaßen hatten, das Klassenziel nicht erreichten und demnach nicht versetzt werden konnten. Also auch hier zeigte sich eine Abhängigkeit des Farbensinns der Kinder von ihrer allgemeinen Bildungsfähigkeit. —

w. Die Waldbrände Amerikas. In Amerika und besonders in Kanada werden alljährlich große Waldgebiete durch Brände vernichtet, als deren Ursache man gewöhnlich menschliche Fahrlässigkeit betrachtet; nach Robert Vells Mitteilungen im „Stuttig geographical Magazin“ haben jedoch menschliche Anachtsamkeit oder Absicht viel weniger daran schuld, als Blitzschläge. Die Verwüstungen, die ein einmal entstandenes Feuer zu trodener Jahreszeit in einem Wald anrichtet kann, sind ungeheuer. In dem gewaltigen Waldgebiet, das sich 8000 Kilometer lang und 1000 Kilometer breit zwischen Bette-Isle und Alaska erstreckt, verbreiten sich die Brände so lange, bis sie an einer natürlichen Schranke, z. B. einem Fluß oder See ein unübersteigbares Hindernis finden. Überall, wo eine Erhöhung einen Ausblick über ein größeres Waldgebiet gemährt, zeichnen sich die zuletzt abgebrannten Flächen durch ihr zarteres und lebhafteres Grün aus. Jede Wuchsform ist dort vertreten, von dem kleinsten Wuch, der eben erst nach einem Brande wieder

ausschlägt, bis zu dem fernen Wald, der schon 60 bis 80 Jahre alt ist. Ein Waldbrand verbreitet sich mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes; das dürre Holz und das trodrene Laub auf der Erde brennen wie Zunder, und die Flammen lecken bis zu 60 Meter empor. Die Wälder dort sind fast mit harzigen Baumarten durchsetzt, die leicht und wie Fadeln brennen. Ein von Bell beobachteter Brand verbreitete sich in zehn Stunden über 240 Kilometer, das macht also 24 Kilometer in der Stunde. Brandstätten von solchem Umfange bleiben ein ganzes Jahrhundert lang kenntlich. Die Tierwelt eines abgebrannten Waldes geht natürlich mit zugrunde; alles läuft freilich nach Kräften, um dem Verderben zu entgehen, aber nur die Geschöpfe, welche im Wasser leben oder sich gerade in seiner Nähe befinden, wie Wiber, Moschusratten, Fischottern haben Aussicht, dem Feinde zu entfliehen. Die Vögel erlösen meist, denn bei der Schnelligkeit, mit der sich ein großer Waldbrand ausbreitet, gibt es auch für sie kein Entkommen mehr. Nach einem Waldbrande bleiben nur die geschwärtzten Stämme der größten Bäume noch einige Jahre stehen. Im ersten Frühling nach dem Brande zeigen sich zuerst Himbeeren und auch einige Pflanzen, deren Same, weil er durch irgend etwas geschützt wurde, das Feuer aushielt; auch Wurzeln, welche nicht vernichtet wurden, schlagen ein wenig wieder aus. Nach fünfzehn bis zwanzig Jahren ist der Boden mit Bappeln, Weiden, Buchen bestanden, und unter ihrem Schutze entwickelt sich der Nachwuchs von jungen Nadelhölzern. Nach fünfzig Jahren haben die Nadelhölzer den Laubwald schon überholt, nach hundert Jahren verschwindet letzterer mehr und mehr, und die Nadelhölzer sind wieder Herren im Walde, wie sie es vor dem Brande gewesen waren. Nach Wells Schätzung besteht ein Drittel der Waldgegend Kanadas aus Beständen unter 50 Jahren, ein Drittel ist 50 bis 100 Jahre alt und nur ein weiteres Drittel von Bäumen hat schon länger als 100 Jahre gelebt. Es sind das Räume, denen das Feuer nicht recht etwas anhaben konnte, wie die Banks-Kiefer. Dieser sonderbare Baum braucht gewissermaßen das Feuer, um sich vermehren zu können. Die Hize sprengt die Zapfen auseinander, welche fast immer geschlossen bleiben würden, ihre Samen werden dadurch in Freiheit gesetzt und können sich ansamen. Auch schon in vorgegeschichtlichen Zeiten wüteten Waldbrände in Kanada, wie die verkohlten Holztrümmer beweisen, die dort in manchen Erdschichten noch lagern. —

Theater.

Trianon-Theater. „Die Frau ohne Lächeln.“ Lustspiel in drei Akten von Artur Pinero. Die Titulatur Lustspiel statt Schwan auf dem Theaterzettel und der Name des Verfassers, der in seinem englischen Vaterlande ein großes Ansehen als „moderner Dramatiker“ genießt, hatten irgend eine von dem hergebrachten Pariser Possenmenu abweichende feinere Kost erwarten lassen. Aber unter dem präntösen Titelfett wurden die alten halb faden, halb überpfefferten Gerichte serviert. Wenn etwas diese erste Trianonpremiere der neuen Saison vom Durchschnitt ihrer Vorgängerinnen unterschied, so war es, abgesehen von dem englischen Kolorit, ein Mangel an Routine, eine Unsicherheit des Augenmaßes in der Abschätzung tragfähiger Bühneneffekte. Eine hochbetagte schlüpfrige Aneldote von einem Hotelier, der an der Zimmerdecke eine Signalvorrichtung befestigt hatte, die ihm verräterisch das Treiben der in dem oberen Stockwerk einquartierten Hochzeitsreisenden anzeigen sollte, feiert hier in diesem sogenannten Lustspiel geradezu als Hauptclou ihre Auferstehung. Nur daß aus dem Gasthaus eine aristokratische Villa, aus dem Hotelier ein reicher englischer Rentier geworden ist, der sich diesen diskreten Spaß mit einem zum Besuche bei ihm weilenden befreundeten Ehepärchen macht und obendrein damit in seiner jungen Frau den „Sinn für Humor“ zu wecken sucht. Und dermaßen humorvoll dünkt der Einfall dem Verfasser selbst, daß er fast volle drei Akte lang uns des Anblickes der baumelnden, von Mr. Seymour aufgehängten Puppe teilhaftig werden läßt! So kommt von oben her Bewegung in das Ganze! Die ewige Wiederholung der Zote machte sie vollends unvertäglich.

So lange Lady Seymour, die Heldin der Komödie, nicht lachelt, macht sie auch nicht den Mund auf, und man konnte sich etwa mit der Hoffnung trösten, daß der Dichter die Schätze seines Geistes in diesem schweisigen Geschöpfe aufgespeichert habe, um dieselben an Schluß, die Dedel endlich aufklappend, dann in um so überraschenderer Fülle hervorströmen zu lassen. Doch es wäre besser gewesen, die Lady hätte bis zum Fallen des Vorhanges fortgeschwiegen! Keine Spur einer witzig zugespitzten psychologisch charakteristischen Pointe, kein Bemühen auch nur halbwegs sinnvoller Zusammenfassung! Dafür, das Manö zu verdecken, ein Haufen wahllos durcheinander gequirelter Theatertricks. Dem Manne, dessen platte Kasperlestreiche die Melancholie der Gattin nicht verschonen können, wird angeraten, er solle mit einem ordentlichen Kerbenschol die weibliche Narrheit zu durchbrechen suchen; wobei ihm plötzlich einfällt, daß er von seiner früheren besseren Hälfte noch gar nicht rechtmäßig geschieden ist. Statt bei so schrecklicher Nachricht in Ohnmacht zu fallen, reagiert die Frau ohne Lächeln mit einer wahren Lachsalbe, einem Freudensturm darauf, denn in diesem Augenblicke entdeckt sie, daß sie eigentlich in einen jungen Malertrötzel, ihr Ebenbild an Wauflausheit und äbster Laune, verliebt ist und ihn ja nun auch gleich heiraten kann. Einmal ins Lachen hineingekommen, läßt sie fortan sich ihre gute Laune durch nichts mehr verderben.

Im Autotempo verlobt und entlobt sie sich und lapert ihren Mann, der zwischen durch beinahe als Beute einer anderen heiratslustigen Dame anheimgefallen wäre, von neuem. Vermutlich wird sie aus irgend welchen Gründen auch in Zukunft immer weiter lachen und so mit Seymour eine glückliche Ehe führen. Man weiß nur nicht, da ihr „Humor“ um keinen Zoll breit tiefer reicht als der des Gatten, warum gerade sie sich bei seiner Art von Scherzen früher so gelangweilt hat.

Hans Junkermann war außerordentlich flott als Seymour, vielleicht zu flott. Die Figur, die er agierte, trug keine spezifisch englische Note und geriet ihm so naiv, so lustig liebenswürdig, daß die satirische Absicht, wenn Pinero eine solche hier vorgezeichnet hat, in der Darstellung jedenfalls kaum zur Geltung kam. Von den anderen Mitspielenden traten besonders Elise von Nuttersheim, die die Nicht-Lächelnde mit vieler Anmut spielte, und Artur Roberts in der Rolle des jungen Malers hervor. Dem Beifall, der natürlich nicht fehlen durfte, hörte man es an, wie wenig wirkliche Stimmung dahinter steckte. — dt.

Humoristisches.

— Unter Wahnräubern. „Hast schon gehört, Ludwig, in den Schnellzug Berlin-Norderney setzen sie jetzt preussische Kriminalpolizei ein.“

„In 'n Tageszug?“

„Ne, bloß in 'n Nachtzug.“

„Jui, der id det weß. Denn steige id ooch in 'n Nachtzug in, — die Gelegenheit is jünstig.“ —

— In absehbarer Zukunft. Der Rassenbote Berner hatte auf dem Wege von seinem Bankhause zur Seehandlung eine Tasche mit Wertpapieren verloren. Der Diersfahrer Schulze fand sie, unterließ indes die Ablieferung resp. polizeiliche Anmeldung und stand nunmehr wegen Fundunterschlagung vor Gericht.

Die Beweisaufnahme ergab, daß sich in der Tasche russische Rentenwerte, und zwar Golbanleihe vom Jahre 1890, 1894 und 1905 befanden hatten.

Der unredliche Finder mußte freigesprochen werden; denn — so hieß es im Erkenntnis — das Gericht gewann die Ueberzeugung, daß es sich im vorliegenden Falle um einen Straßensfund handelte, der den Wert von drei Mark noch nicht erreichte. — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Ein gemeinsames Theater wollen die Saarstädte Saarbrücken, St. Johann und Kalstatt-Wurbach errichten. 246 000 M. sind schon gezeichnet. —

a. Die New Yorker Theater liegen in der Spielzeit 1906/8 216 Neuaufführungen in Szene gehen, in der vorübergehenden Spielzeit waren es sogar 224. Von den 216 neuen Schauspielen brachten es 42 auf 50 und mehr Aufführungen, 17 erreichten die Hundert, während nur drei auf 200 Wiederholungen kamen. Von den Arbeiten, die es auf über 50 Aufführungen brachten, waren 17 Operetten, 9 Possen, 3 Feyerien; die übrigen 13 waren Dramen und Lustspiele. —

— Die siebente internationale Kunst-Ausstellung in Venedig wird im nächsten Jahre eröffnet werden und von Ende April bis Ende Oktober dauern. —

k. Eine neue Geige wurde von einem englischen Fabrikanten konstruiert. Die Neuerung besteht darin, daß bei dem Bau des Instrumentes fünf verschiedene Holzarten, vom Bambus bis zur Fichte, verwendet werden. Das Ergebnis soll sein, daß der Ton der Geige eine überraschende Ähnlichkeit mit der menschlichen tiefen Altstimme erhält. —

— Ueberreste von Nashorn- und Flußpferdarten, die zur Eiszeit in Europa lebten, hat man bei Wurbach im Elsaß gefunden. —

l. London als „Schmetterlingsstadt“. Im vorigen Jahre wurden in einigen Parks von London mehrere Tausend prächtiger Schmetterlinge ausgefetzt — zur großen Freude der Wesucher. Jetzt hat man in Scarnborough eine Farm errichtet, in der alle möglichen Arten von Schmetterlingen gezüchtet werden. Augenblicklich befinden sich 2000 der schönsten Falter dort; außerdem werden 40 000 Puppen in Reserve gehalten. —

— Eine in Europa bisher unbekannte Rasse hat Professor Duncan von der Somaliküste mitgebracht. Sie soll einen außerordentlichen Nährwert haben. Die Somaliner leben manchmal monatelang ausschließlich von diesen Rassen. Die Rasse sind nicht viel größer als unsere Haselnüsse und etwas heller, dann haben sie nicht eine so harte Schale. Sie schmecken wie eine Mischung von Kastanien, Ähorn und jungem Mais. Die Somalis locken die Rasse, nachdem sie sie in wenig Wasser aufgeweicht haben. Zwanzig genügen vollständig, um einen Mann einen Tag lang satt und bei Kräften zu erhalten. —